

TV/Radio-kritisch

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Zoom-Filmberater**

Band (Jahr): **32 (1980)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

TV/RADIO-KRITISCH

Manchmal Ping, manchmal Pong, eher selten Päng!

Zur cabaretistisch-satirischen Samstagmittag-Sendung «Ping-Pong» von Radio DRS

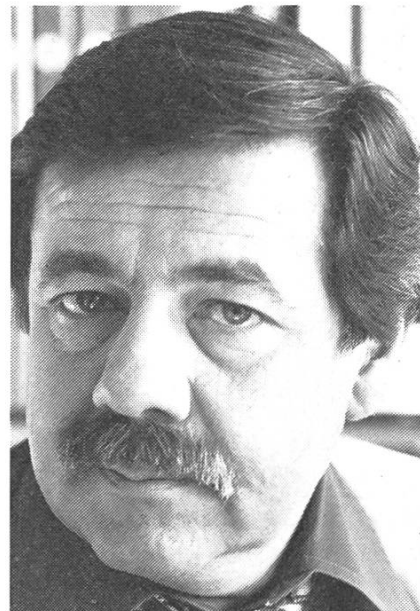
I.

«Mini Meinig – dini Meinig», «Spott und Musik», «Oder?», «Samschtig Mittag»: Die Titel früherer cabaretistischer Unterhaltungssendungen am Samstagmittag lesen sich wie leicht vergilbte Erinnerungen an radiophonische Sündenfälle auf dem Gebiet der Wortunterhaltung. Sei es, dass sie das Spiel satirischer Selbstkritik angeblich zu weit getrieben und sich damit den Zorn zahlreicher Betroffener und ihrer Sympathisanten zugezogen haben, sei es, dass ein Deckmäntelchen der biedereren Unverbindlichkeit über alles Kritische und Anfechtbare gelegt wurde und die Sendungen in einem Meer behäbiger Belanglosigkeit und Langeweile ertranken. Letzteres war entschieden häufiger der Fall. Das ist in einem Lande, das sich cabaretistisch rückwärts orientiert und aus dem Schwärmen an goldene Cabaret-Cornichon-Zeiten gar nicht mehr herauskommt, weiter nicht verwunderlich. Wirklich satirische Programme, solche, die hinter die sauberen Fassaden blicken, tun sich schwer, auch wenn sie es mit Humor und genialem Geistesblitz versuchen. Je näher dem Deutschschweizer der Spiegel vorgehalten wird, desto griesgrämiger wird sein Gesicht. Das höchst zulässige Mass an Kritik lässt sich verlässlich an Zwänz-ab-achti-Lätschen und an gepfefferten Beschwerden ablesen. Die Cabaretisten haben sich angepasst, die Satiriker sind verstummt. Duos, Trios und Quartette singen dafür nach Melodien, die wir alle irgendeinmal schon ähnlich gehört haben, fröhliche Lieder über unsere harmlosesten Unzulänglichkeiten. Und wenn einer mal «Brunz!» ruft, sind alle entsetzt und gehen gleich an's Verbiehen.

II.

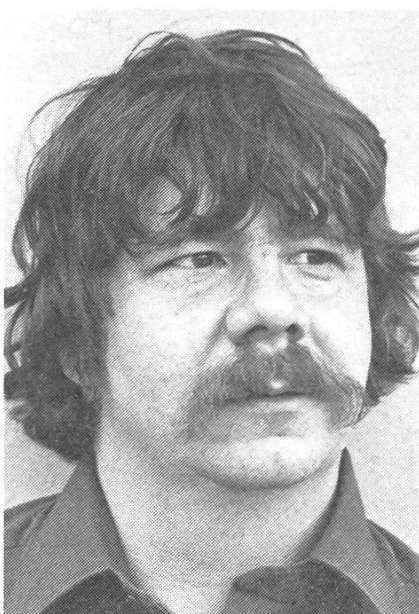
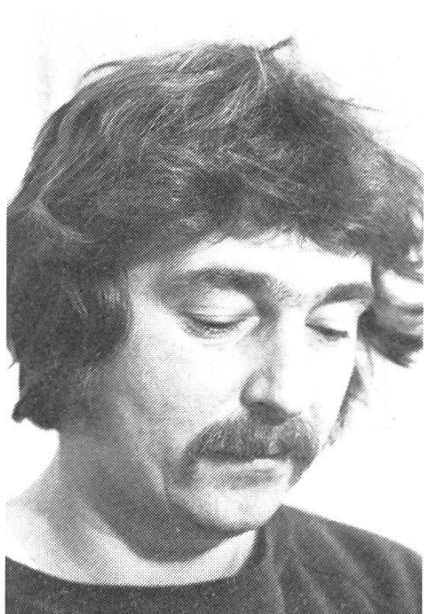
Nachdem das immer kläglicher flackernde Feuerchen von «Samschtig Mittag» schliesslich ganz verlosch, hätte sich angesichts allen Ungemachs, das Radio DRS mit seinen cabaretistischen und satirischen Sendungen erlebte, kaum jemand gewundert, wenn die Bemühungen auf diesem Gebiet eingestellt worden wären. Doch der Asche entstieg erstaunlicherweise ein Phoenix oder, besser, ein etwas zerzauster Junghahn, der mitunter auf dem Miststock scharrt, den Hals reckt und kräht. Noch allerdings ist seine Stimme nicht gefestigt, so dass es manchmal falsch oder heiser tönt. Ihn deswegen gleich zu schlachten und in die Pfanne zu hauen, wäre ebenso fragwürdig wie die Forderung nach seiner Entfernung wegen Ruhestörung. Man muss dem Hahn, der «Ping-Pong» heisst, Zeit zur Entwicklung lassen. Er hat Anrecht auf eine nicht zu knapp bemessene Schonzeit.

Diese lässt sich umso eher rechtfertigen, als «Ping-Pong» eine überraschende konzeptionelle Neuheit aufweist: Die Sendung ist nicht mehr als Magazin strukturiert, sondern wird als geschlossener Block von etwa 18 bis 20 Minuten Länge ohne Moderation präsentiert. Je nach Aktualität und Bedarf befasst sich «Ping-Pong» mit einem einzigen Thema oder reiht verschiedene Beiträge aneinander. Die Möglichkeiten der Gestaltung sind beinahe unbeschränkt, reichen sie doch vom rein monologischen Wortvortrag über den Sketch bis hin zur musikalisch gestalteten Cabaretnummer. Weniger überraschend ist die Tatsache, dass das Zürcher Unterhaltungs-Establishment das grosse und sozusagen ausschliessliche Sagen in der neuen Sendung nicht mehr hat, weder die Texter noch die Interpreten. Schon in der Vorläufer-Sendung hat der Abteilungsleiter *Unterhaltung und Moderation*, Heinrich von Grünigen, versucht, neue unverbrauchte Autoren und cabaretistische Talente zu



finden und zu fördern. Nun beginnt die ausgeworfene Saat langsam Frucht zu tragen: nicht spektakulär oder gar sensationell, sondern mehr nach und nach. Neues wird unter Bewährtes gemischt oder umgekehrt, je nach Ausgangslage der Sendung. Ein frischer Wind weht durch die Unterhaltungsstudios und erfrischt sichtbar auch jene, welche dort in Ehren ergraut und gelegentlich verstaubt sind. (Rückfälle finden hin und wieder statt, sind aber zu verkraften.)

Verantwortlich für die neue Sendung zeichnen alternierend Max Rüeger sowie Heinrich von Grünigen und Jürg Kauer aus dem Studio Zürich, Peter Bissegger und Jürg Bingler aus dem Studio Bern. Gelegentlich übernehmen Gäste aus dem Bereich der Kleinkunst das Szepter und gestalten im Alleingang eine Sendung. Sie gehören – ich beziehe mich auf die aktuell-auflüpfige und gleichzeitig besinnliche des wieder politischer gewordenen Franz Hohler und jene mit Schobert und Black, die gehobene Blödeleien genial vermittelte – mithin zum Besten, was «Ping-Pong» anzubieten hat. Aus Zürich selber kommen zumeist sehr aktuelle und entsprechender Anfechtung ausgesetzte Beiträge. Die Berner Redaktion, so scheint es zumindest, plant indessen eher längerfristig, was ihrer Sendung eine gewisse Geschlossenheit verleiht, andererseits aber auf Kosten der Spontaneität geht.



Die verantwortlichen Redaktoren von «Ping-Pong». Obere Reihe von links: Jürg Kauer, Heinrich von Grünigen, Max Rüeger. Unten von links: Peter Bissegger, Jürg Bingler.

III.

Meister fallen, wie das geflügelte Wort sagt, nicht vom Himmel. Jahrelange Versäumnisse können nicht von einem Tag auf den andern wieder gut gemacht werden. Das Ping-Pong-Spiel ist noch keineswegs perfekt, kann es nach so kurzer Zeit der Einübung noch gar nicht sein: Schmetterbälle über den Tischrand hinaus sind keine Seltenheit, und mancher angeschnittene Ball landet lahm im Netz. Es gibt Samstage, da will überhaupt nichts gelingen. Ein Beispiel dafür war der rabenschwarze 15. Dezember, an dem Weihnachtseinkauf und Weltpolitik mit geradezu schon erlesener Dürftigkeit verquickt und in einer altbackenen Art präsentiert wurden, dass es einem schier die Schuhe auszog. Jeglicher Überraschungseffekt blieb aus, Betroffenheit stellte sich nie ein. Wenn die Moral zu tiefen beginnt, hat das Cabaret meistens ausgespielt. In der vorgezogenen Weihnachtsausgabe strömte sie, ergoss sich kübelweise über den Hörer, der zu ertrinken drohte. Das Kernübel schweizerischer Gegenwartssatire wurde drastisch sichtbar: Sie jagt ständig höheren Ansprüchen nach, moralischen Verpflichtungen und bedeutungsschwangerer Tiefgründigkeit. Dabei verliert sie das Ätzende, das als unscheinbarer Tropfen irgendwo aufschlägt und sich dann schmerzhaft ins Fleisch einfrisst, oft bis auf den Knochen.

So schief indessen wie an dem besagten 15. Dezember läuft die cabaretistisch-satirische Samstagmittag-Sendung sonst eigentlich nie. Im Gegenteil: Die Versuche, verlorene deutschschweizerische Cabaret-Tradition wieder aufzubauen, ohne dabei in die Cornichon-Nostalgie zu verfallen, haben viel Elan und Schwung. Mitunter werden ganz hübsche Schlagwechsel in Gang gesetzt, ping – pong, ping – pong und am schönsten wird's, wenn einer der Texter zum beherzten Angriff übergeht. Das muss man den neuen «Ping-Pong»-Machern lassen: Dem unverbindlich belanglosen haben sie entschieden den Rücken gekehrt. Sie machen die satirische Mittagssendung wieder zu dem, was sie sein soll: zur bissig-kritischen Zeitbetrachtung, die vor beinahe nichts Halt macht. Noch ist der Biss nicht kräftig genug, noch fehlt es an Frechheit. Möglicherweise schadet das gar nicht viel, muss doch ein Publikum, das jahrelang mit leisem Unterhaltungssäuseln knapp bei Laune gehalten wurde, wieder an einen schärferen Wind gewöhnt werden. Auch das braucht seine Zeit.

IV.

Dass Cabaret und Satire dort ihre urwüchsigsten Eigenheiten entwickeln, wo sie unmittelbar den politischen, sozialen und gesellschaftlichen Puls fühlen, liegt auf der Hand. Gelegentlich macht es auch in Radio DRS heiterer Samstagmittags-Sendung, die übrigens immer 12.45 Uhr mit einem Signet beginnt, das sich gewaschen hat, statt Ping oder Pong herzhaft kräftig Päng! Das geschieht fast immer dann, wenn sich ein Autor nicht im Allgemeingültigen, Beispielhaften verliert, sondern ein bekanntes Ereignis, einen Vorfall mit den Mitteln des Humors, der Ironie, der Polemik und der Satire kommentiert, prägnant, witzig und treffend. Solches findet sich meistens in einzelnen Beiträgen, kaum eine ganze Sendung lang. Dafür ist das Reservoir an fähigen Textern und Interpreten noch zu klein, der wöchentliche Bedarf an Produktionen zu gross. Jede Woche 20 Minuten hieb- und stichfeste Satire zu liefern, ist kein leichtes Unterfangen, zumal in einem Lande, indem die Wogen schon geglättet werden, noch ehe sie aufkommen. «Glücksfälle» wie der dilettierende Spion Schilling sind ausgesprochene Mangelware, die wirklich «lohnenden» Skandale an einer Hand abzuzählen. Schweizer Cabaretisten müssen ihre Stoffe in jenen Grauzonen und Dunkelräumen suchen, wo im Verborgenen diskret geschieht, was in der Öffentlichkeit Staub aufwirbeln könnte: Gutes Cabaret steht immer mit einem Bein im Untergrund, ist im wirklichen Sinne des Wortes agitatorisch: bei einem Monopolmedium, bei dem alle Gruppen der Bevölkerung ihre ureigenen – und damit doch wohl richtigen – Interessen aufgehoben wissen wollen, fast unmöglich zu realisieren, ohne in ein Klima fortwährender Konflikte zu geraten.

Man kann die Rolle des Cabarets und der Satire im Radio – neben «Ping-Pong» ist sie in reiner Form eigentlich nur noch im «Faktenordner» anzutreffen – auch anders auffassen: als Auftrag im Dienste der geistigen Landesverteidigung (auch nach innen) wie einst zu den glorreichen Zeiten des Cabarets Cornichon. Das würde bedeuten, von den Machern statt Ausgewogenheit und Anpassung Mut zur Aggression und Parteilichkeit zu verlangen. Sind wir dazu als Zuhörer bereit? Den «Ping-Pong»-Machern wäre es zu wünschen.

Urs Jaeggi

Ausstrahlung des «Paul-Irniger»-Hörspiels erneut verhindert

Pil Crauers vierteiliges Hörspiel «Das Leben und Sterben des Paul Irniger» stand im Oktober/November 1978 auf dem Programm von Radio DRS, musste dann aber wegen einer gerichtlichen Einsprache abgesetzt werden (vgl. ZOOM-FB 22/78, S. 27, und 17/79, S. 32): Der Gemeinderat von Niederrohrdorf AG machte im Oktober 1978 geltend, dass der uneheliche Sohn Irnigers, der einen anderen Namen trägt, in der Sendung nicht erwähnt wird und selber Zeitungsartikel über seinen Vater geschrieben hat, allein schon durch die Tatsache einer Radiodokumentation in seinen Rechten verletzt werde. Das Bezirksgericht Zürich folgte dieser Ansicht und erliess ein einstweiliges Sendeverbot; die SRG rekurrierte. Im August 1979 hob das Zürcher Obergericht den Entscheid des Bezirksgerichtes auf, weil der Gemeinderat von Niederrohrdorf auch als Vormundschaftsbehörde sich nicht anstelle seines Mündels verletzt fühlen könne. Radio DRS setzte einen neuen Sendetermin auf Januar 1980 fest. Chris Gerig schrieb zum weiteren Fortgang in Nr. 17/78: «Es ist zu hoffen, dass nun von Stellen, welchen die Behandlung der Ereignisse von 1932 bis 1939 un-gelegen kommt oder die Zeichnung der Person Irnigers durch Pil Crauer zu verständnisvoll scheint, keine weiteren Verzögerungsaktionen unternommen werden. Vor allem aber, dass dafür nicht das Mündel missbraucht wird.» Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Die Redaktion bat Pil Crauer um eine Stellungnahme zu diesem Seilziehen um das Hörspiel aus seiner Sicht. Der Beitrag sollte in dieser Nummer auf den neuen Sendetermin veröffentlicht werden. Warum der Autor diesen Beitrag nicht liefern konnte, begründet er nachstehend.

Auf den Beginn der Ausstrahlung meines Radio-Features «Das Leben und Sterben des Paul Irniger» am 6. Januar 1980 habe ich der Redaktion eine abschliessende Stellungnahme und eine Wertung aus der Sicht des Autors versprochen. Beides ist geschrieben und trägt den Titel: «Die Betroffenheit des Autors.» Leider hat es keinen Sinn mehr, dies im jetzigen Zeitpunkt zu veröffentlichen, da der Charakter des Abschliessenden verloren gegangen ist: Die Gemeindebehörden von Niederrohrdorf haben wieder – diesmal mit der Unterschrift des Mündels – Klage eingereicht. Wieder ohne auch nur zu behaupten, dass in der Sendereihe Unwahres gesagt würde und ohne zu belegen, dass jemand wirklich verletzt würde. Sofort nach dem Zürcher Obergerichtsentscheid, der die Ausstrahlung freigab, hatte die SRG dem Gegenanwalt und der Vormundschaftsbehörde Niederrohrdorf in bestimmter Form mitgeteilt, dass die Reihe nun ab 6. Januar 1980 ausgestrahlt würde.

Hatte man in Niederrohrdorf früher geltend gemacht, dass Irnigers unehelicher Sohn, der einen anderen Namen trägt und in dieser Aargauergemeinde bevormundet ist, eben flüchtig gewesen sei und deshalb nicht habe selber klagen können, so reagierte man nun überhaupt nicht auf diese Ankündigung. Wenn man die Sendung nochmals verhindern wollte, hätte man nun auf dem ordentlichen Gerichtsweg ein Unterlassen der Ausstrahlung verlangen müssen. Denn nachweislich befindet sich das Mündel seit dem 21. März 1979 wieder in der Strafanstalt Lenzburg, wo Vormund und Anwalt Zugang haben.

Obwohl die neuen alten Kläger seit August 1979 den Sendetermin und seit mehr als einem Jahr Inhalt und Form des Radio-Features kannten, warteten sie mit der

neuen Klage bis kurz vor den weihnächtlichen Gerichtsferien und verlangten wegen der nunmehrigen Kürze der Frist bis zur Ausstrahlung eine dringliche vorsorgliche Massnahme. Damit haben sie sich einen wesentlichen Vorteil verschafft: Im ordentlichen Verfahren hätten sie die Persönlichkeitsverletzung beweisen müssen. Im dringlichen Schnellverfahren wird das nicht verlangt. Und, wenn auch nur eine superprovisorische Verfügung gegen die Sendung gegeben werden wird, die nach drei Wochen verfällt, sofern der Kläger nicht tatsächlich dann den Beweis in einem anschliessenden ordentlichen Verfahren antritt, so ist die SRG eventuell doch zu neuerlichem Verschieben und Neuansetzen gezwungen (was inzwischen auch geschehen ist; Anmerkung der Redaktion). Weniger als drei Wochen waren es ja schon im Augenblick der Gerichtsverhandlung. Am 19. Dezember 1979 fand die Verhandlung vor dem Audienzrichter beim Bezirksgericht Zürich statt. Das Urteil wird schriftlich mitgeteilt werden.

Im Zusammenhang mit den anderen Urteilen, die in der Schweiz in letzter Zeit in Sachen Freiheit der Medien ergangen sind, ist es für uns Autoren insgesamt wichtig, wie weit die Machinationen gegen das Stück «Das Leben und Sterben des Paul Irgiger» Erfolg haben werden. Was alles sich in den Schweizer Medien ändern wird, wenn die Kläger ihr Ziel erreichen, ist im Augenblick noch unklar. Aber eines ist schon jetzt sicher: So oder so werden sie nicht mehr dieselben sein. Im ZOOM-FB werde ich mich erst abschliessend äussern können, wenn das neue Urteil vorliegt.

Pil Crauer

Blickpunkt Biberist – ein Lichtpunkt?

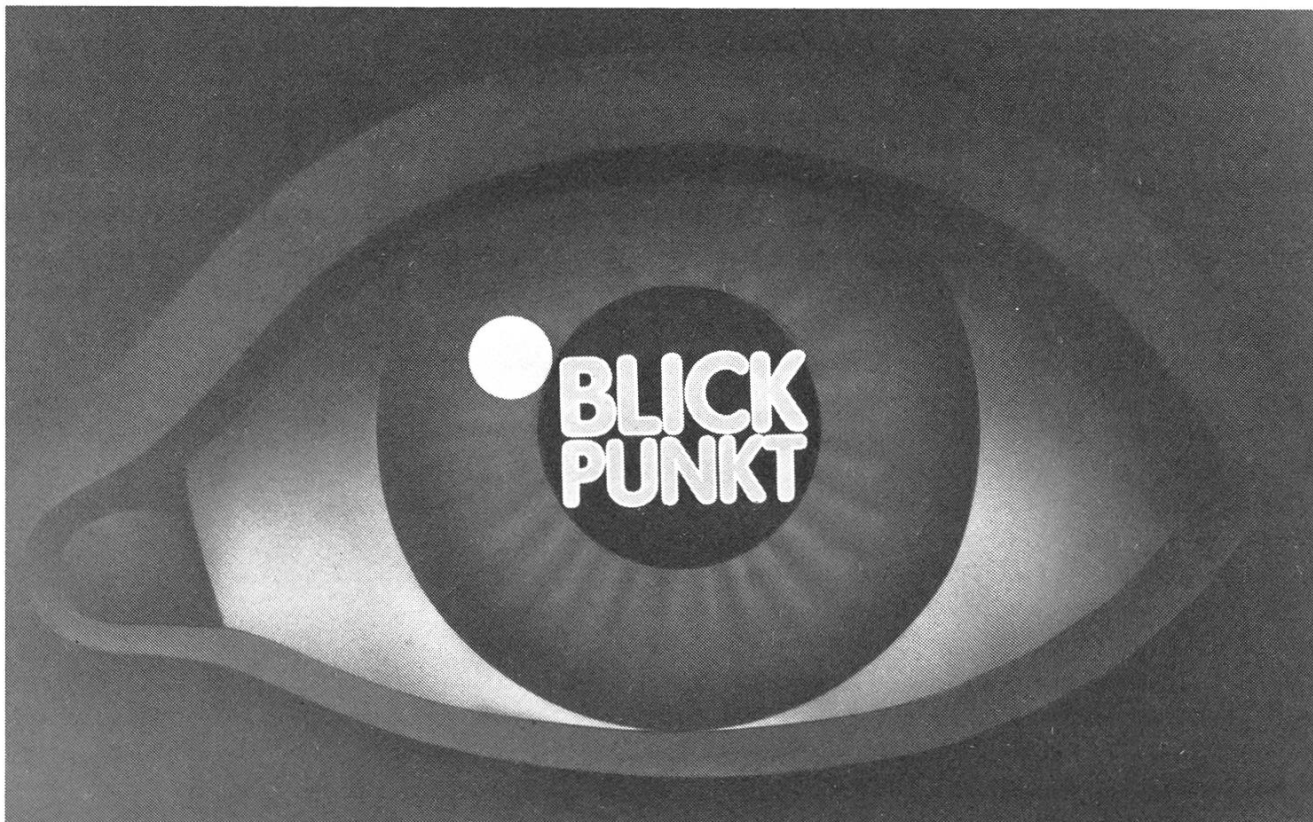
«Blickpunkt» – Regionalmagazin des Fernsehens DRS

Eine Regionalsendung des Fernsehens DRS gibt es seit 1965. Die erste Ausgabe trug den Titel «*Antenne*» und war im Vorabendprogramm vor der Tagesschau (19.30–19.50 Uhr) angesiedelt. In dem betulichen Magazin dominierten in der ersten Phase (1965–1970) Berichte von Festen und anderen Lokalveranstaltungen. Vereinzelt gewichtige Beiträge gingen im Banalen unter. Erst als 1970 die Nachrichten über Lokale Ereignisse im «Blickpunkt Region» zusammengefasst und auf höchstens fünf Minuten beschränkt wurden, konnte sich die Regionalsendung profilieren. In der Folge griff die «Antenne» Themen von lokaler Reichweite auf und versuchte, diese in zwei bis drei Filmbeiträgen pro Sendung exemplarisch zu behandeln: Das Problem musste in der einen oder anderen Form auch an anderen Orten in der Schweiz akut sein. Damit gewann die Sendung an Allgemeingültigkeit und Brisanz. Der «*Bericht vor acht*» löste auf Anfang Jahr 1975 die gut 10jährige «Antenne» ab. Die Geburt dieses neugestalteten Sendegefässes erfolgte dabei aus einer Notlage. Als sich im Jahr 1974 abzeichnete, dass die Vorverlegung des Hauptabendprogrammes vorerst nicht realisiert werden konnte und dass somit das Sendegefäss «Antenne» nicht vollständig verschwinden durfte, wurde der «Bericht vor Acht» als Provisorium eingerichtet. Der «Blickpunkt Region» mit seinen Lokalnachrichten wurde dabei auf 18.55 Uhr vorverlegt. Damit standen die 10 bis 12 Sendeminuten (je nach Länge des Werbeblocks) voll zur Verfügung für redaktionelle Beiträge.

Die Redaktoren gingen denn auch noch konsequenter vom referierenden Journalismus zum selbständig recherchierenden über. Sie verzichteten auf eine Moderation der Sendung, ebenso auf kurzatmige Aktualität. Pro Sendung wurde ein einziges Thema behandelt, bei dem die Autoren politischen und gesellschaftspolitischen Ereignissen und Entwicklungen nachgingen. Die Darstellung dieser Themen verfolgte das Ziel, «*politisiert* zu wirken, den Zuschauer anzuregen, seine politische Macht, auf der unsere Demokratie beruht, bewusst wahrzunehmen und einzusetzen» (Konzept der Sendung Ende 1974). Im Verlaufe ihrer Arbeit hat die Redaktion

ihr Konzept präzisiert und in dem Leitsatz «Weg von den Repräsentanten, hin zu den Repräsentierten» zusammengefasst. «Die Zuschauer sollen sich und ihre Probleme in den Filmen wiedererkennen. Die Filme ihrerseits möchten betroffen machen» (Bemerkungen zum Konzept, April 1976). So entstand im Laufe von zwei Jahren eine – bei aller Verschiedenartigkeit der Themen – in sich zusammenhängende Serie von kurzen Dokumentarfilmen, die ein Kaleidoskop der schweizerischen Lebensart, ihrer Tradition, ihrer Verwurzelung, aber auch ihres Unbehagens darstellen.

1977 wurden der «Bericht vor acht» und der «Blickpunkt Region» wieder zu einem Sendegefäß zusammengefasst, das unter dem Titel «*Blickpunkt*» im Programm er-



Das «Blickpunkt»-Signet.

schien. In der Zwischenzeit hatte sich nämlich die programmpolitische Landschaft entscheidend verändert. Neben der «Rundschau», die ihre Berichterstattung ab 1975 auf das Ausland beschränkte, etablierten sich im Hauptabendprogramm das Inlandmagazin «CH» und der «Kassensturz» (Themenbereich: Konsum, Geld und Arbeit). Das Programmjahr 1977 seinerseits wurde mit dem Ziel in Angriff genommen, das Vorabendprogramm aufzuwerten (damit für eine eventuelle, jetzt in der Programmstruktur 1980 realisierte Vorverschiebung des Hauptabendprogramms auch am Vorabend schon genügend Leute vor dem Fernsehen sitzen und die «AG für Werbefernsehen» mit ihrer «Einschaltquoten-Argumentation» gegen diese Vorverschiebung nichts einzuwenden hätte). Aus diesem Grund wurde das «Karussell» neu geschaffen, das dann (zum Teil) die Telekurse aus dem Vorabend verdrängte. Als «unpolitisches» Magazin wollte das «Karussell» mit «Beiträgen zu verschiedensten Themen» ein möglichst breites Zielpublikum erreichen.

Auch der «Blickpunkt» will ein breites Publikum, den «Durchschnittszuschauer», erreichen. Im Gegensatz zum «Karussell» sieht der «Blickpunkt» darin aber ganz bewusst eine Chance, politisierend zu wirken. Sein zentrales Thema ist der «gewöhnliche Mensch» in seinem gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Nahbereich. Indem Einflüsse, Abhängigkeiten, Zusammenhänge gezeigt werden, indem

«Transparenz hergestellt» wird, soll der Bürger bewusster; indem der Bürger selber zum Thema gemacht wird, soll er selbstbewusster werden. Auf diese Weise soll ein Beitrag dazu geleistet werden, dass der Bürger seine Umwelt erkennen, bewältigen und mitgestalten kann.

Die Tendenz hin zum Repräsentierten wurde damit vom «Bericht vor acht» übernommen, aber auch in Bezug auf Form und Gestaltung der einzelnen Sendung präzisiert. Jeder Beitrag soll im Dialekt verständlich, im Aufbau klar und in der politischen Information anschaulich sein. Zur Motivierung des Zuschauers soll jede Sendung auch einen gewissen Unterhaltungswert aufweisen. Einen Versuch, Bürger direkt zur Sprache kommen zu lassen, stellten die vereinzelt Ausstrahlungen von «Zuschauerfilmen» dar. Von diesen Experimenten, Zuschauer mit Unterstützung von Technikern und Redaktoren eigene Filme realisieren zu lassen, ist der «Blickpunkt» mit der Zeit allerdings wieder weggekommen. Dazu Sendeleiter Felix Karrer: «Es kamen einige ganz gute Ideen; aber bei der Realisation begannen die Probleme. Die Zuschauer versuchten das zu machen, was sie bisher im Fernsehen gesehen haben, also uns zu kopieren.»

Am Anfang strahlte der «Blickpunkt» bis zu drei mehrminütige Beiträge und einen kurzen Nachrichtenblock aus. Seit dem April 1978 wird auf den Nachrichtenblock verzichtet, vermehrt werden in letzter Zeit auch lange, die ganze Sendezeit in Anspruch nehmende Reportagen ausgestrahlt. Schliesslich gibt es heute auch themenzentrierte Serien, die jeweils am selben Wochentag über mehrere Folgen hinweg gesendet werden (Freizeit im Sommer 1979; Biberist). Auf's Ganze gesehen, befindet sich der Blickpunkt heute in einer Phase der Konsolidierung. Es fällt dabei auf, dass das, was sich beim «Bericht vor acht» bewährt hat, sich in der dreijährigen Geschichte des «Blickpunkt» wieder durchgesetzt hat: Ich meine den Ausbau des recherchierenden Journalismus und das Wegkommen von der kurzatmigen Aktualität.

In der *Programmstruktur 1980* wird der Blickpunkt um gut eine Stunde vorverschoben und steht nun um 18.40 Uhr auf dem Programm. Damit rückt der «Blickpunkt» in die Nähe des «Karussells» (18.00–18.30 Uhr) und entfernt sich zugleich von der Informationssendung Tagesschau (19.30–19.55). Zwischen den Blickpunkt und die Tagesschau schiebt sich die Leiste mit den Serienfilmen.

Die Sendung «Blickpunkt» wurde gegen den Willen der Redaktion, der Abteilung «Aktualität und Politik» und der Programmdirektion in dieses Umfeld vorverlegt. Die 15minütige Informationssendung wird damit auf Zuschauer treffen, die vom Programmumfeld eher auf Unterhaltung eingestellt sind. Ob die kurze Sendung ihre Konzeption als politisches Regionalmagazin gegen die Zuschauererwartungen behaupten kann, wird sich erst noch weisen müssen. Auf jeden Fall ist die Gefahr nicht von der Hand zu weisen, dass der «Blickpunkt» dem Sog des Karussell-Erfolgrezeptes (unterhaltend – informative Mischung von buntem Allerlei/Einerlei) erliegen und schliesslich von diesem aufgefressen wird. An der jüngsten Public-Relation-Sendung, an der die Programmverantwortlichen die Struktur 80 vorstellten und verteidigten, wies Abteilungsleiter Ulrich Pfister allerdings darauf hin, dass er sich dafür einsetzen werde, dass ab 81 der «Blickpunkt» wieder der Tagesschau vorangestellt werde. Ob dies nur ein leeres Versprechen war, um den Zuschauer die bittere Pille schlucken zu lassen, wird wohl erst die Zukunft zeigen.

Bei einer *Kritik der Geschichte* dieses Regionalmagazins müssen zwei Ebenen unterschieden werden. Von den Programmplanern ist dieses Magazin reichlich strapaziert worden. Ihre Entscheidungen hatten grössere Zusammenhänge und mächtigere Interessen zu berücksichtigen, so dass es einem Aussenstehenden oft scheinen mochte, das Regionalmagazin sei nicht mehr als eine kurze Pufferzone im Programm. Ganz anders ernstgenommen wurde das Regionalmagazin von den verantwortlichen Redaktoren selber. Sie entwickelten eine Konzeption, die immer näher an den Zuschauer und an seinen Alltag herankommen wollte. Region sollte als jener Teil der Umwelt plastisch werden, von dem der Zuschauer unmittelbar am

stärksten betroffen ist, in dem sich aber auch entscheidet, wie Bürger mit ihrer Umwelt umzugehen wissen: resignieren und anpassen, ausbeuten, mitgestalten? Den Zuschauer politisierend wollte das Regionalmagazin Letzteres erreichen: den Bürger, der aktiv Welt mitgestaltet.

Matthias Loretan

«Zum Beispiel: Biberist» – ein Experiment des Blickpunktes

Am 26. Oktober begann der «Blickpunkt» mit einem Porträt der Gemeinde Biberist. Das Dorf im solothurnischen Wasseramt wurde aus einer Zahl von über 200 Orten der deutschsprachigen Schweiz ausgelost; all diese möglichen Porträtgemeinden trugen als einziges Merkmal, dass sie zwischen 5000 und 20000 Einwohner zählten. Das Porträt in Fortsetzung wurde jeweils am Freitag ausgestrahlt. Bis zum Redaktionsschluss waren es insgesamt acht Beiträge, die produziert wurden. Die neunte und letzte Sendung wurde am 21. Dezember ausgestrahlt und handelte von der Situation der Frauen in Biberist.

Die Biberister sollten in das Projekt einbezogen werden, Kritik und Korrekturen anbringen und Anregungen machen. So wurden an einem Abend der erste Film und der Beitrag über die Papierfabrik im Gemeindezentrum der Bevölkerung vorgeführt. Die Fernsehleute richteten im Gemeindezentrum auch einen Raum ein, in dem die Filme geschnitten wurden. Die Bevölkerung wurde eingeladen, die Arbeit des Redaktors und der Cutterin mitzuverfolgen und dabei zu sehen, wie ein solcher Film zustande kommt. Das Interesse der Bevölkerung an dieser Public-Relation-Aktion im Schneiderraum nahm allerdings nach der dritten Sendung stark ab. Immerhin erlaubte die «Fortsetzungsgeschichte» den Redaktoren, auf die Folgen ihrer Beiträge bei der Bevölkerung einzugehen und die Reaktionen zu verarbeiten.

Wir haben den Sendeleiter des «Blickpunkt», Felix Karrer, gebeten, die ursprüngliche Absicht der Redaktion darzulegen und das noch laufende Projekt aufgrund der gemachten Erfahrungen zu beurteilen.

Zwei Hauptgründe waren es, die uns zum Experiment Biberist bewogen: Erstens wollten wir ausführlicher, detaillierter, tiefer schürfend, intensiver berichten, als wir es üblicherweise können, müssen. Zweitens wollten wir die Reaktion der Betroffenen auch wieder mit einfangen und in unsere Arbeit einbeziehen. Ich glaube, beide Motive gründen im gleichen tiefsitzenden Unbehagen: dem Gefühl, entsetzlich weit weg zu sein von den Leuten, für die wir arbeiten; an einer Form der Kommunikation mitzuwirken, die mit dem Umgang zwischen Menschen kaum mehr etwas gemein hat. Ein Unbehagen, das uns immer wieder befällt, das einen Reporter, der einen Bergbauern zu porträtieren hatte, zum Eingeständnis veranlasste: «Eigentlich verstehe ich diesen Menschen nicht.»

Biberist ist ein vielleicht zum Scheitern verurteilter Versuch, Widersprüche dieses Mediums aufzulösen – der Versuch, so etwas wie Lokalberichterstattung für ein überregionales Publikum zu betreiben; Exemplarisches, für viele Gemeinden Interessantes in einer kleinen Gemeinde aufzuspüren; dieser Gemeinde, diesen Menschen so nahe zu kommen, dass auch Details sichtbar werden, dass Vertrautheit entsteht; gleichzeitig aber so distanziert zu bleiben, dass wir nicht zu Mitspielern werden, zu «Betriebsblinden», die aus Rücksicht oder Kalkül schweigen oder überbetonen; kurz: zu Parteilichen.

Heute, nach der siebenten Folge der Biberist-Serie, sehe ich, wie schwer wir uns tun mit Biberist und wie schwer sich die Biberister tun mit uns. Nähe, Vertrautheit ist ansatzweise nur im Konfliktfall entstanden. Das Fernsehen, sonst ein durch Zäune und komplizierte Apparate abgeschirmter, im fernen Zürich residierender Machtfaktor, ist für die Biberister etwas angreifbarer geworden. Gleichzeitig wurde das Bewusstsein vieler Biberister für die Macht, die das Medium verkörpert, geschärft. Nicht zufällig rief der Gemeindeammann in einer Radiosendung nach mehr

staatlicher Kontrolle. Im Positiven aber ist bis jetzt wenig geschehen. Biberist ist in seiner Abwehrhaltung verharret, uns ist es kaum gelungen, diese zu durchbrechen. Ist das Experiment gescheitert? Oder waren unsere Erwartungen zu hoch gesteckt? Ich meine, man sollte es wieder versuchen. Denn: Wenn Biberist Schwächen dieses Mediums auf dem Gebiet der Informationssendungen blossgelegt hat, wie steht es dann um alle anderen Informationssendungen? Felix Karrer

Aus der Sicht des Redaktors und Autors von bisher drei Filmbeiträgen berichtet im folgenden Paul Riniker von seinen Erfahrungen, die er in Biberist gemacht hat.

Da bin ich nun jahraus jahrein durch deutschschweizerische Lande gefahren – als kurz vorbeischauender Reporter –, habe 100 Biberists gesehen, bin auch mal etwas tiefer vorgestossen, öfters aber weggewesen, bevor ich viel erkennen konnte. Gewiss, die Mischflecken, wie ich sie nenne, sind in etwa überall dieselben. Ein grosser Industriebetrieb, wenn's gut geht ein paar mittlere Unternehmen, viel serbeldes und etwas florierendes Kleingewerbe und Bauerntum, viel Bauerntum, weniger stark zwar in der Zahl der Höfe als in Bewusstsein, Tradition und Sesshaftigkeit der halburbanisierten Einwohner. Hier gibt es die stetig wiederkehrenden Mini-Manhattan, einst Stolz der Noch-nicht-Städter; da gibt es auch die dörflichen Winkel mit Stöckli, Geranien und Äckern. Und überall: Strassen, die das Bild prägen; halb führen sie über Land, halb durch bewohntes Gebiet. Ist dies ein Dorf?

Nein, Biberist ist kein Zufall. Das Los hat, den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit folgend, eine jener in ihrer ganzen Eigenheit so typischen Schweizer Gemeinden getroffen. Bis hin zum trotzigen Kleinmut offizieller Gemeindepolitik hatte ich fast alles, was ich hier vorfand, anderswo auch schon mal gesehen. Anders war nicht Biberist, anders als bei früheren Reportagen war hier die Art der Begegnung. Hier, in Biberist, mussten wir uns stellen. Hier konnten wir 250 Zuschauer (und Betroffene) und ihre Reaktionen erleben. Hier ging es nach einem scharfen Protest nicht bloss schriftlich und über Beschwerdeinstanzen weiter. Und hier blieb ich lange, lange genug um einzusehen: Wer in Biberist lebt, für den ist Biberist einzig, Heimat. Und weil ich geblieben, an den Tatort zurückgekehrt bin, musste ich mich auf eine andere als die gewohnte Art stellen. Während ich bei einer gewöhnlichen Reportage den «Reporter», den von aussen her betrachtenden, sogenannten objektiven Journalisten spielen konnte, hat mich Biberist gefordert: Ich musste meine eigene Geschichte hinterfragen, beispielsweise nach dem Begriff «Heimat». Wie sollte ich über Biberist berichten können, ohne vorher aufzuzeigen, woher ich Biberist zu betrachten gedachte? Aus welchem Blickwinkel ich schaue? Was Heimat für mich bedeutet?

In dieser Erfahrung, im Experiment Biberist, liegt geschichtliche Folgerichtigkeit. «Antenne», «Bericht vor acht» und «Blickpunkt», das war die Geschichte vom regionalen Vorabend-Mix aus Exotika, Veranstaltung, Public-Relation und Belanglosigkeit zum engagierten Journalismus ohne Agitation, zum Bericht, in dem der Reporter-Standpunkt klar gezeigt wird und erst dadurch der behandelte Gegenstandspunkt überhaupt eine echte Chance bekommt; Berichte, die einem mündigen Zuschauer ein eigenständiges Urteil, eine nachvollziehbare Erfahrung ermöglichen. Und da taucht dann auch der Begriff «Alltag» auf: Thema kann bei dieser Zielvorstellung nicht mehr eine Veranstaltung, sondern nur noch nachvollziehbarer Alltag sein, der Identifikation erlaubt. Deshalb ist Biberist folgerichtig: Reportage nicht mehr als Beschreibung, sondern als Erfahrung, darum auch als Entwicklung, als Prozess, in den sich einerseits der Reporter vermehrt selber als Person miteingeben muss, in den andererseits auch die Betroffenen miteingreifen.

Nun, Biberist war ein Anfang. Die Reaktion kam bisher eigentlich nur in einem Fall. Eine offenbar starke soziale Kontrolle, die beim kleinsten Angriff sofort nach Zusammenstehen ruft (nur ja keine gemeindeinternen Konflikte ins Fernsehen tragen), hat bisher vieles verhindert. Paul Riniker

Ist direkte Medienpartizipation am Fernsehen möglich und sinnvoll?

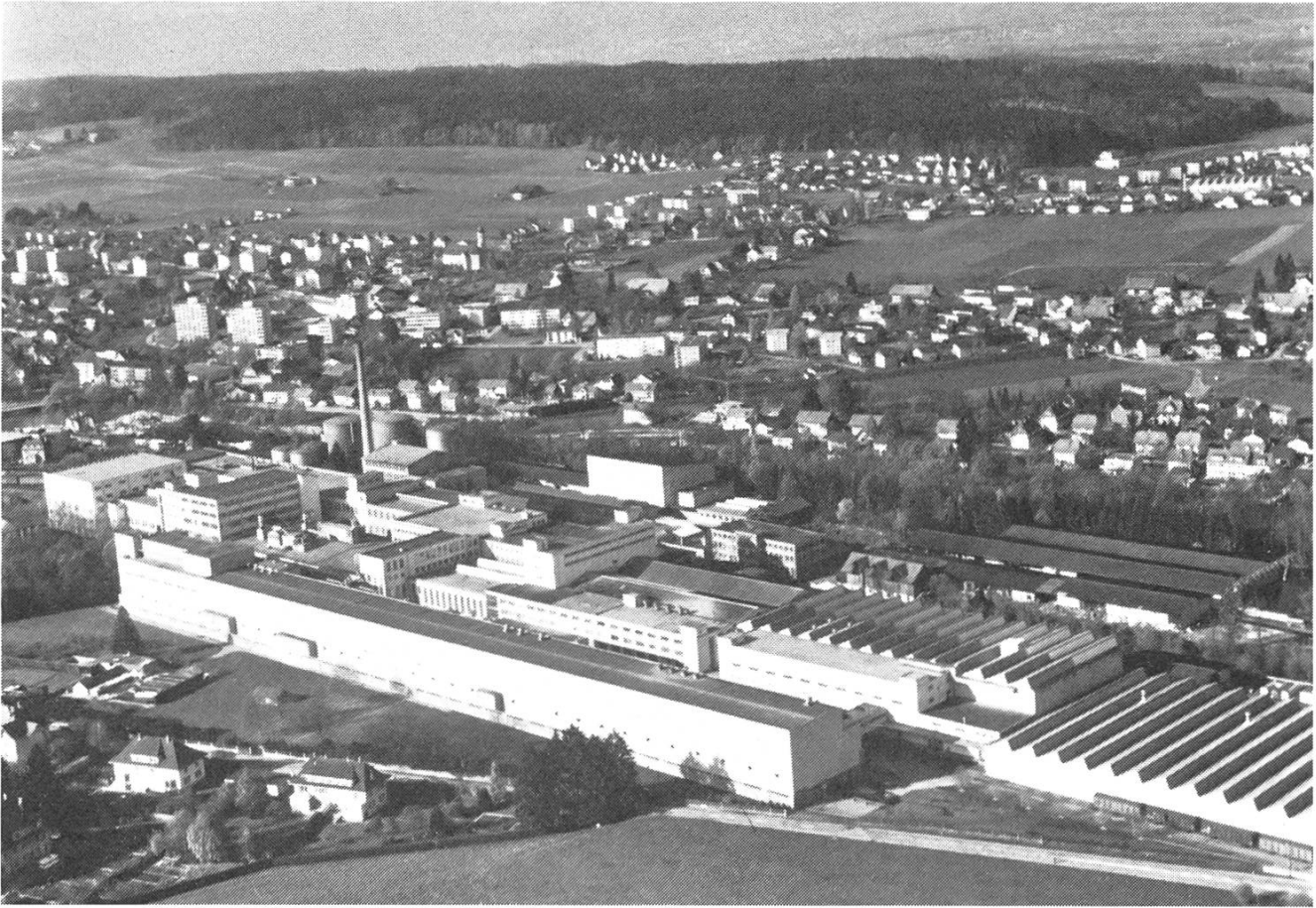
Heinz Nigg ist Lehrbeauftragter für kommunale Medienarbeit am Ethnologischen Seminar in Zürich. Im Rahmen seiner Dissertation hat er ein Lokalfernsehprojekt in einer englischen Satellitenstadt wissenschaftlich begleitet. Im «Tages-Anzeiger-Magazin» Nr. 49, 1979, hat er unter dem Titel «Vom Konsumfernsehen zum Bürgerfernsehen» seine Erfahrungen journalistisch ausgewertet. In der Auseinandersetzung mit den «Blickpunkt»-Redaktoren nimmt Heinz Nigg die Fernsehleute beim Wort. «Blickpunkt»-Leitsätze, wie das Ziel, politisierend zu wirken, Betroffene (Zuschauer) anzuregen, ihre politische Macht bewusst wahrzunehmen und einzusetzen, greift er auf und fragt danach, wieweit diese Ziele in der Auseinandersetzung der Redaktoren mit der Biberister Bevölkerung ernstgenommen wurden.

Die vier am Versuch beteiligten Journalisten Ch. Konrad, B. Mühlethaler, Ch. J. Müller, P. Riniker und der verantwortliche Sendeleiter F. Karrer versuchten, aus ihrer Rolle als aussenstehende Beobachter und Kommentatoren auszubrechen. Man wollte nicht nur Streiflichter über den Menschen im Alltag produzieren, sondern sich den Reaktionen von diesen Menschen stellen. Das hiess für sie konkret, sich mit dem Feedback, den ihre Sendungen erzeugen, auseinandersetzen. Kühn ist dann das Blickpunkt-Team in Biberist eingestiegen. Einer der Journalisten, Ch. J. Müller, schilderte im ersten Film die Gemeinde aus seiner Warte als eben Angereicherter. Dabei zeigte er sich vom Biberister Erscheinungsbild nicht gerade begeistert. Biberist sei zersiedelt und stelle für ihn halt eine ganz gewöhnliche Gemeinde dar. Seine eher negative Bewertung wurde in diesem ersten Beitrag noch verstärkt durch ein Interview mit einem nicht in der Gemeinde wohnhaften Kunstmaler, der auf die Hässlichkeit vieler Neubauten hinwies.

Die Biberister liessen auf eine erste Reaktion nicht lange warten. Der Gemeinderat protestierte aufs heftigste gegen die Art der Präsentation seiner Gemeinde als «einem Ort, in dem es sich nicht leben lasse.» Biberist habe doch auch seine schönen Seiten, meinte er, und das Fernsehen solle doch auch die «inneren Werte» hervorheben: die Kultur. Im zweiten Beitrag – «Böses Bluet» – ging es dann ganz darum, die heftigen Reaktionen der Biberister einzusammeln und zu verarbeiten. Beitrag drei ging auf die Wünsche der streitbaren Fernsehkritiker ein. Das schöne Biberist kam nun voll zum Zug: die Alterssiedlung, ein im «Schlösschen» untergebrachtes Zentrum der schönen Künste und der im Walde gelegene «Chritzi-Weiher». Dazu kamen Interviews mit Biberister Bürgern, die ihre Zufriedenheit mit ihrem Alltagsleben zum Ausdruck brachten. Beitrag vier war wiederum im Stil der ersten Sendung gemacht. Durch kritische Recherchiertätigkeit versuchte das «Blickpunkt»-Team die Stellung der Papierfabrik in der kommunalen Machtstruktur zu eruieren. Es wäre eigentlich an diesem Punkt vorauszusehen gewesen, dass suggestive Fragen wie «Ist die Fabrik ein Staat im Staat» mit uninformativen Antworten gekontert werden. Zu einer echten Auseinandersetzung kam es auch diesmal leider nicht.

Die bisher fruchtbarsten Sendungen waren nach meiner Meinung die beiden Beiträge fünf und sechs über Jugendliche und über die Schwierigkeiten der kleinen Ladenbesitzer, die zunehmend von Grossgeschäften konkurrenziert werden. In diesen Filmen gelang es besser, die Biberister zu Wort kommen zu lassen. Vor allem die Jugendlichen begannen, ohne allzu grosse Hemmungen über ihre Lebenssituation zu sprechen. Man liess sie reden, ohne viel Fremdkommentar einzustreuen. Da drang das Reporterteam unter die Oberfläche, um etwas von der Vielschichtigkeit und der Widersprüchlichkeit im Biberister Alltag einzufangen.

Nach den Vorstellungen der «Blickpunkt»-Redaktion ging es bei dieser Sendereihe vor allem darum, einmal abzuklären, wie eine Blickpunkt-Sendung auf ihr Publikum wirkt. Gewöhnlich arbeiten die Journalisten in einem Vakuum. Nur durch Zuschriften oder Reklamationen werden sie überhaupt gewahr, dass ihre Arbeit bei den Betroffenen eine Reaktion ausgelöst hat. Das Beispiel Biberist hat nun auch den Ma-



Biberist und die Papierfabrik.

Bild: Grossen

chern deutlich gezeigt, wie machtvoll das Fernsehen in den Alltag einer Gemeinde einzugreifen vermag. Was von den Journalisten an ihrer eigenen Berichterstattung als eher harmlos empfunden wurde, löste bei den Betroffenen Empörung und Ärger aus. Der Versuch in Biberist zeigt damit grundsätzlich die Fragwürdigkeit des Fernsehens als populärem Massenmedium auf: Wenige produzieren Informationen über viele, ohne dass diese «vielen» den Informationsprozess kontrollieren können. Müssten nicht neue Formen des Fernsehmachens gefunden werden, die den Betroffenen einer Sendung nicht nur Kontrollfunktionen, sondern echte Möglichkeiten der Partizipation anbieten? Man könnte nun einwenden, dass im Projekt «Biberist» gerade solch neue Formen der Medienpartizipation ausprobiert worden seien. Die Leute hätten ja Gelegenheit gehabt, vor der eigentlichen Ausstrahlung am Fernsehen zwei Filme im Rahmen einer Zuschauerversammlung anzuschauen. Dieses Vorgehen muss aber solange eine Alibiübung bleiben, als den Leuten das Recht verwehrt wird, die Sendungen nach ihrem Gutdünken zu verändern. Mit anderen Worten: Die Meinungen und Wünsche der Gemeinde Biberist hätten schon im ersten Beitrag miteinbezogen werden müssen. Ist aber eine solch weitgehende demokratische Kontrolle des Filmprozesses nicht eine zeitliche und technische Unmöglichkeit? Erfahrungen aus dem Gebiet der alternativen Medienarbeit, die in den letzten zehn Jahren vor allem von unabhängigen Videogruppen gesammelt wurden, legen eigentlich nahe, dass mit den modernen Mitteln der elektronischen Bildproduktion ($\frac{3}{4}$ -Zoll-, bzw. 1-Zoll-Videogeräte) eine weitgehende Medienpartizipation durchaus vorstellbar wäre. Videobänder können unmittelbar nach den Aufnahmen vorgeführt und geschnitten werden; Filmspulen hingegen muss man zuerst ins Labor schicken.

Gegen die Vorstellung von Medienpartizipation durch Video wird von den Programmleuten oft eingewendet, eine solche direkte Mitwirkung durch die Bevölke-

rung würde die Fernsehproduktionen langweilig machen, da alle kritischen Elemente von den Betroffenen herausgeschnitten würden. Ich bin der Meinung, dass es ein krasses Vorurteil ist, nur Fernsehjournalisten könnten sich kritisch mit einem Gegenstand auseinandersetzen. Ich bin überzeugt und habe es in meiner eigenen Videoarbeit erfahren, dass es in jeder Gemeinde kritische Bewohner gibt, die nicht einfach mit allem einverstanden sind, was an ihrem Orte geschieht. Es wäre eine schwierige, aber lohnende Aufgabe für den Journalisten, die verschiedenen Meinungen in einer Gemeinde zu Wort kommen zu lassen, sie miteinander zu konfrontieren und damit einen gemeindeinternen Dialog in Gang zu bringen. Auf diese Weise würde sich das berufliche Selbstverständnis des Journalisten wandeln – weg vom subjektiven kritischen Recherchierjournalismus, hin zur Rolle des Medienanimators, der die Leute zusammenbringt, um einen durchaus kritischen, horizontalen Kommunikationsprozess in der Gemeinde selber auszulösen.

Sehr oft, wenn es um politisch heisse Eisen geht, stösst der Recherchierjournalist auf das Schweigen in einer Gemeinde. Dann setzt die soziale Kontrolle ein; man will die Konflikte einer Gemeinde nicht so ohne weiteres nach aussen preisgeben. Ich vermute aber, dass ein animativer und auf den Grundsätzen einer kritischen Kooperation aufbauender Journalismus eher in der Lage sein könnte, Konfliktzonen freizulegen, als es die Methoden des subjektiv eingreifenden Kritikers von aussen vermögen. Soziale Kontrolle könnte vielleicht besser abgebaut werden, wenn der Journalist/Animator von den Erfahrungen der Bewohner ausgeht und diese Erfahrungen in Form einer Medienproduktion zu strukturieren und zu kollektivieren versucht, als wenn er/sie in der Rolle des gesellschaftspolitischen Interpreten über die Köpfe der Angesprochenen hinwegredet.

Heinz Nigg

Planquadrat – Aufbruch aus einem Zirkel?

Am 12. Dezember war Redaktionsschluss für die vorangehenden Artikel über das Biberist-Experiment. In der Zwischenzeit sind vier weitere Sendungen über Biberist ausgestrahlt worden: 7. «Grüttstrasse» – das Verhältnis Bürger–Behörden an einem konkreten Konfliktfall. 8. «Soziale Kontrolle» – die Macher reflektieren ihre Wirkungen in Biberist. 9. «Drei Frauenporträts». 10. «Alltag und Feiertag in einem Altersheim». Da die siebte, die neunte und die letzte Folge mit je einer vorangegangenen Sendung vergleichbar sind und da der achte Beitrag Überlegungen verarbeitet, wie sie in den Artikeln von Felix Karrer und Paul Riniker enthalten sind, soll das Gespräch nicht nochmals in diese Richtung geöffnet werden.

Ein anderes in diesem Zusammenhang interessantes Experiment war die Sendung *«Planquadrat-Erfahrungen mit der Demokratie in Sachen Altstadt-sanierung»*, die das Fernsehen DRS am Donnerstag, den 20. Dezember um 22.10 Uhr ausstrahlte. Für mich war dieses späte Geschenk wohl jene Informationssendung des letzten halben Jahres, von der ich bisher am meisten gelernt habe. Und dies in zweifacher Hinsicht: 1. Lernen konnte ich von den Lernprozessen der Bewohner dieses Quartiers. Zu Beginn des Projektes lebten die Leute zurückgezogen in ihren Wohnungen. Das Interesse für ihre nähere Umgebung fehlte ihnen ganz. Das Quartier war vergandet. Die Umwelt war zur Aussenwelt geworden. Der Film zeigte nun, wie durch konsequente Quartierarbeit diese resignierte Isolation aufgebrochen wurde und wie Bewohner miteinander ihre Umwelt neu zu beleben begannen. 2. Lernen konnte ich aber auch inbezug auf die Funktion des Fernsehens bei diesem Projekt. Anhand dieser Sendung konnte ich mir plastischer vorstellen, was Heinz Nigg mit «animierendem Journalismus» meint. Denn auch in Planquadrat waren die isolierten Individuen dem Eindringling Fernsehen gegenüber skeptisch. Das Fernsehen, wie die Stadtverwaltung, gehörten nach Meinung der resignierten Bürger zu «jenen da oben», vor denen der einzelne sich zu ducken hat. Und so mussten die Fernsehleute zuerst das Vertrauen der Bewohner gewinnen. Sie richteten ein Quartierbüro

ein, in dem die Leute miteinander und mit den Fernsehmachern reden konnten. Mit gedruckten Zeitungen, Wandzeitungen, öffentlichen Gesprächen und Videofilmen wurden die «Betroffenen» dazu gebracht, ihre Wünsche und Ängste zu artikulieren, diese mit verschiedenen Medien zu strukturieren und damit ihre gemeinsamen Interessen zu organisieren (soziales Lernen). Ein Teil der so aufgearbeiteten Erfahrungen wurde zu bester Sendezeit vom Österreichischen Fernsehen ausgestrahlt. Damit konnten zum einen die Bewohner vor einer breiteren Öffentlichkeit über ihre Schwierigkeiten mit der Wiener Stadtverwaltung berichten. Zum anderen konnte der bis heute fünf Jahre dauernde Lernprozess in Planquadrat für die Meinungsbildung einer breiteren Öffentlichkeit fruchtbar gemacht werden.

In «Planquadrat» animierte das Eingreifen des Fernsehens zu einer Bürgerinitiative. Dem Zuschauer zu Hause wurde ein Modell politischen Handelns gezeigt, das erfolgreich die Faktizität der Wirklichkeit aufzubrechen und die Umwelt mit menschlichem Leben zu füllen vermag.

Matthias Loretan

Filmvisionierung in St. Gallen

Mittwoch, den 16. Januar, werden im Kirchgemeindehaus Lachen, Burgstrasse 104, in einer ganztägigen Veranstaltung die neuesten Kurzfilme aus den Verleihstellen SELECTA (Fribourg) und ZOOM (Dübendorf) vorgeführt. Einführung und Kurzgespräche über Thematik und Einsatz. Auskunft: Pfr. Guido Nyffenegger, Burgstr. 102, St. Gallen (Tel. 071/27 32 31).

Luis Buñuel zum 80. Geburtstag

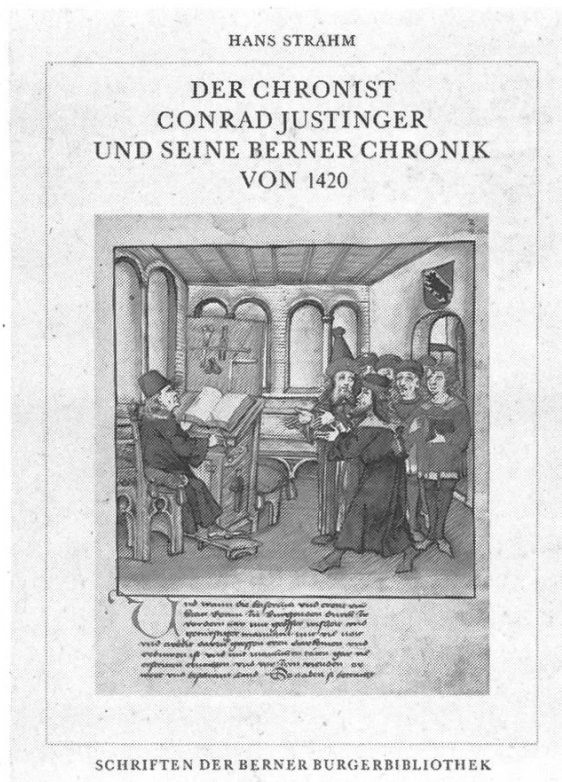
fp. In Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Filmarchiv und dem Schweizerischen Filmzentrum veranstaltet das Filmpodium Zürich vom 7. Januar bis 16. Februar eine umfangreiche Buñuel-Retrospektive: «L'Age d'Or», 1930 (7. Januar), «Un chien andalou», 1928, «Las Hurdes», 1932, und «Simon del Desierto», 1965 (11./12.), «Los Olvidados», 1950 (14.), «La mort en ce jardin», 1956 (18.), «La fièvre monte à El Pao», 1959 (19.), «Ensayo de un crimen», 1955 (21.), «Viridiana», 1961 (25./26.), «Nazarin», 1958 (28.), «Le journal d'une femme de chambre», 1964 (1./2. Februar), «El Angel Exterminador», 1962 (4.), «Belle de Jour», 1967 (8./9.), «Tristana», 1970 (11.), «Cet obscur objet du désir», 1977 (15./16.). Die Vorführungen finden im Kino Movie 1 statt, jeweils Montag um 3, 5, 7, 9 Uhr und Freitag/Samstag um 12.15 und 23.15 Uhr.

Filme im Kellerkino Bern

KKB. Als «Film am Montag» sind nach «La torna» von Francesco Bellmunt zwei weitere spanische Filme programmiert: «La vieja memoria» von Jaime Camino (14. Jan.) und «Toque de queda» von Inaki Nunez (21.). Nach Romanvorlagen von Raymond Chandler entstanden sind die Filme «Murder My Sweet» von Edward Dmytryk (2.–6. Jan.), «The Big Sleep» von Howard Hawks (8.–13.), «The Long Goodbye» von Robert Altmann (15.–20.) und «Farewell My Lovely» von Dick Richards (22.–27.). Aus der Türkei kommen die Filme «Agit» (4. Februar), «Umut» (11.), «Zavallillar», (18.) und «Endise» (25.) von Yilmaz Güney. Dazu kommen am 28. Jan. «Unsichtbare Mauern» von Paolo Spozio und Violette Moser sowie «Rondo» von Markus Imhoof, vom 29. Jan.–10. Febr. «San Michele aveva un gallo» von Paolo und Vittorio Taviani, vom 19.–24. Febr. «Prima della rivoluzione» von Bernardo Bertolucci, ab 26. Febr. «Grauzone» von Fredi M. Murer und daran anschliessend «Ser-kalo» von Andrej Tarkowskij.

Professor Dr. Hans Strahm

Der Chronist Conrad Justinger und seine Berner Chronik von 1420



Schriften der Berner Burgerbibliothek, 185 Seiten, 1 Farbtafel, 33 Abbildungen, gebunden, Fr. 34.—

Was wissen wir heute von Conrad Justinger? Seine Berner Chronik repräsentiert die hervorragendste Leistung der frühen schweizerischen Chronikliteratur. Der ehemalige Oberbibliothekar der Stadt- und Hochschulbibliothek Bern, Professor Hans Strahm, legt dar, was wir heute über den berühmten Chronisten und dessen Werke wissen.

Zu beziehen durch jede
Buchhandlung



Verlag Stämpfli & Cie AG Bern

Postfach 2728, 3001 Bern